

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 81 (2010)
Heft: 5: Wachstumsmarkt Alter : wer gewinnt, wer verliert?

Artikel: War die Frau aus Polen im Schweizer Privathaushalt den betagten Vater pflegt : "Care-Arbeit wird inzwischen auf dem globalisierten Markt gehandelt"
Autor: Wenger, Susanne / Schilliger, Sarah
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-805482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warum die Frau aus Polen im Schweizer Privathaushalt den betagten Vater pflegt

«Care-Arbeit wird inzwischen auf dem globalisierten Markt gehandelt»

Migrantinnen, die bei Privaten Betreuungsaufgaben übernehmen: Dieses Modell boomt nicht nur in der Schweiz, sondern weltweit. In der häuslichen Pflege entstehe ein globalisierter, deregulierter Arbeitsmarkt, stellt die Soziologin Sarah Schilliger fest. Was wie eine praktische Lösung für die Pflege-Krise aussieht, führe zu neuen Ungleichheiten und Abhängigkeiten.

Susanne Wenger

Sarah Schilliger, was sind das für Frauen, die sich als sogenannte «Seniopairs» in Schweizer Privathaushalten einquartieren, um Betagte zu pflegen?

Sarah Schilliger: Sie stammen in den bisher bekannten Fällen vor allem aus Osteuropa. Die Frauen, mit denen ich Kontakt hatte, waren mehrheitlich aus Polen, der Slowakei und Ungarn. Andere kommen aus Ostdeutschland, Rumänien und Bulgarien. Daneben gibt es auch Sans-Papiers aus Ländern ausserhalb Europas. Meistens leben die Frauen im Haushalt der Pflegebedürftigen, 24 Stunden. Sie sind fast alle über 40 Jahre alt. Ihre Motive, hierherzukommen und in einem Privathaushalt zu arbeiten, sind vielfältig. Im Vordergrund steht der ökonomische Aspekt. Nicht selten sind es gut qualifizierte Frauen, manchmal auch Akademikerinnen. Sie brauchen diese Art von Pendelmigration als Strategie, um ihr Familienbudget aufzubessern. Häufig investieren sie das in der Schweiz verdiente Geld in die Bildung ihrer Söhne und Töchter. Für sie ist diese Art von Arbeit eine Möglichkeit, die Familie daheim durchzubringen, ohne langfristig auswandern zu müssen.

Finden die Frauen denn trotz guter Ausbildung keinen Job in ihrem Herkunftsland?

Schilliger: Es gibt gerade in Polen in gewissen Regionen eine hohe Arbeitslosigkeit, besonders unter den Frauen. Ich habe das Land letztes Jahr besucht. Die polnische Währung befand sich auf Talfahrt, der Schweizer Franken hingegen war sehr stark. Leute mit Uni-Abschluss, die beim Staat arbeiten, verdienen sehr wenig. Ich kenne das Beispiel einer polnischen Ökonomin, die mit ihrer Care-Arbeit in der Schweiz mehr verdient, obwohl sie ja eigentlich eine Dequalifizierung in Kauf nimmt.

Wie gelangen die Frauen in die Schweiz?

Schilliger: Viele kommen über informelle private Netzwerke. Sie kannten jemanden in der Schweiz, oder die Nachbarin war schon in einem Schweizer Privathaushalt tätig. Was es auch gibt: Schweizerinnen und Schweizer, die sich unter der Hand die Telefonnummern der osteuropäischen Care-Arbeiterinnen weitergeben. Andere werden von international tätigen Agenturen vermittelt. Diese berufen sich teils auf die sogenannte Entsenderichtlinie, wonach Selbständige und Unternehmen aus EU-Ländern in anderen EU-Ländern und in der Schweiz Dienstleistungen anbieten dürfen. Ein klarer rechtlich geschützter und sozial abgesicherter Rahmen besteht jedoch nicht. Viele bewegen sich in einer Grauzone zwischen legaler und illegaler Beschäftigung. Die Rechtssituation ist kompliziert.

Sie sprechen von informellen und auch prekären Arbeitsverhältnissen. Wo liegen die Probleme?

Schilliger: Durch die private Vermittlung sind die Frauen oft nicht angemeldet und besitzen keine offizielle Arbeitsbewilligung. Sie haben informelle Arbeitsverträge ohne Sozialversicherungen, bezahlte Ferien und Anspruch auf Lohnfortzahlung, wenn sie krank werden. Sie sind hier auch kaum krankenversichert. Dazu kommt eine geringe Entlohnung



Sarah Schilliger erforscht an der Universität Basel die Situation von Migrantinnen in der häuslichen Pflege.

Foto: Susanne Wenger

zwischen 1500 und 2000 Franken monatlich, nach Abzug von Kost und Logis. Die Arbeitsplatzsicherheit der Frauen ist klein. Wenn die betreute Person stirbt, verliert die Betreuerin ihren Job. Am prekärsten finde ich die total flexibilisierten Arbeitszeiten. Die Frauen leben rund um die Uhr im Privathaushalt, häufig Wand an Wand mit der pflegebedürftigen Person. Sie haben kaum Privatsphäre, sind auch nachts und am Wochenende gefordert – ausser es sind Familienangehörige da, die sie entlasten. Ihr Arbeitstag endet eigentlich nie. Sie sind permanent auf Abruf. Dann die persönliche Abhängigkeit: Die Frauen gelangen oft in die Rolle eines Quasi-Mitglieds der betreuten Familie. Dadurch wird es für sie noch schwieriger, sich abzugrenzen.

Der Familienanschluss gehört zum Konzept der «Seniopairs».

Schilliger: Den Begriff «Seniopairs», der jetzt immer häufiger verwendet wird, finde ich beschönigend. Das Aupair-Verhältnis bei jungen Leuten, auf das der Begriff anspielt, ist mit der Vorstellung eines «Kulturaustauschs» oder eines Sprachaufenthalts verbunden. Die Arbeitszeiten für Kinderbetreuung und leichte Haushaltarbeiten sind im Aupair-Reglement klar begrenzt auf durchschnittlich fünf Stunden pro Tag. Bei den sogenannten Seniopairs sind die Voraussetzungen aber ganz anders. Auf ihnen lastet die Hauptverantwortung für Pflege und Betreuung einer Person rund um die Uhr.

Sind die Frauen ihrer Aufgabe gewachsen?

Schilliger: Die Frauen wachsen häufig in ihre Aufgabe hinein. Hier in der Schweiz ist nicht ihre Berufsqualifikation gefragt,

sondern eine Fähigkeit, die den Frauen über ihr Geschlecht zugeschrieben wird: Sie können pflegen, putzen und haushalten – gleichsam als biologische Konstante. Ich habe aber Äusserungen von Frauen gehört, die total überfordert sind. Die Situation mit einer demenzkranken Person ist für sie neu. Sie wissen nicht, wie sie reagieren sollen, wenn sich die betreute Person aggressiv verhält oder depressiv wird. Zudem ist es oft auch harte körperliche Arbeit, die zu Rückenproblemen führt. Aber man muss das Argument, dass diese Frauen alle unqualifiziert seien, auch etwas relativieren. Angehörige, die Pflege und Betreuung übernehmen, sind ja auch nicht speziell für diese Aufgabe ausgebildet.

Bei allen Bedenken: «Seniopairs» entsprechen einem wachsenden Bedürfnis von Schweizer Familien.

Schilliger: Das hat mit einem sozialen Wandel zu tun. In der Schweiz wird die Pflege ja traditionell zu einem grossen Teil innerhalb der Familie geleistet – unbezahlt und meistens durch Frauen, vor allem Töchter oder Schwiegertöchter. Heute sind die Frauen jedoch häufiger erwerbstätig. Viele erleben nach dem ersten Vereinbarkeitskonflikt zwischen Beruf und Kindern einen zweiten solchen Konflikt: jenen zwischen Beruf und Betreuung der Eltern oder Schwiegereltern. Das kann mit der Zeit zu Überforderung führen – und genau in solchen Situationen wird nach Entlastung gesucht. Zudem gibt es immer weniger Mehrgenerationen-Haushalte, und häufig leben die erwachsenen Kinder weit weg von ihren pflegebedürftigen Eltern. Ein weiterer Aspekt ist die Tatsache, dass immer mehr Leute nicht ins Heim wollen. Das wachsende Bedürfnis >>

hat aber auch mit gesundheitspolitischen Reformen zu tun, die auf Effizienz und Wirtschaftlichkeit zielen. Mit der neuen Pflegefinanzierung droht ein grösserer Kostenanteil auf Pflegebedürftige überwältigt zu werden. Die Spitex muss Dienstleistungen zurückfahren. So suchen sich die Familien halt finanziell erschwingliche Alternativen. Und es gibt ausser den «Seniopairs» keine solchen Rund-um-die-Uhr-Angebote, die zahlbar sind.

Trotzdem: Es gibt in der Schweiz eine Nachfrage und es gibt mit den Osteuropäerinnen auch ein Angebot. Was kritisieren Sie daran?

Schilliger: Es ist eine private Lösung für ein Problem, das öffentlich gelöst werden sollte: die Care-Krise und der Mangel an Pflegefachkräften. Ich kritisiere die Tendenz zur Privatisierung und Ökonomisierung der Pflege, die sich überall beobachten lässt. In den Spitälern wird die Einführung der Fallkostenspauschalen zu vorzeitigen Entlassungen führen. Man schickt die Leute heim, sie sollen selber schauen. Auch die öffentliche Spitex steht unter Zeit- und Kostendruck. Im politischen Diskurs wird zur Legitimierung dieses Sparkurses ein Generationenkonflikt vom Zaun gebrochen: Alte Menschen gelten nur noch als Kostenfaktor für die Jüngeren. Doch diese Menschen haben ein Leben lang gearbeitet und zum gesellschaftlichen Reichtum beigetragen. Sie sollen ein würdiges Leben führen können, auch wenn sie pflegebedürftig werden.

Wie lassen sich die Arbeitsverhältnisse der «Seniopairs» besser regulieren?

Schilliger: Es ist immer schwierig, den privaten Bereich des Haushaltes zu regulieren. Deutschland hat beispielsweise die Möglichkeit geschaffen, häusliche Care-Arbeiterinnen über die Bundesagentur für Arbeit anzumelden. Das wurde aber bisher kaum genutzt, die meisten Care-Arbeiterinnen sind weiterhin irregulär beschäftigt. In der Schweiz werden auf Bundesebene Mindestlöhne diskutiert. Im Normalarbeitsvertrag für die Hauswirtschaft, der in der Vernehmlassung ist, steht jedoch nichts zu den Arbeitszeiten. Das ist ein grosses Manko. Wichtig fände ich auch Anlauf- und Beratungsstellen, an die sich die Care-Arbeiterinnen in fachlichen und arbeitsrechtlichen Fragen wenden können.

Migrantinnen in der häuslichen Pflege – ist das ein international wachsendes Phänomen?

Schilliger: Ja. Der Privathaushalt wird zum globalisierten Arbeitsmarkt. Immer mehr Frauen verlassen ihre Heimat, um in einem Land mit höherem Lohnniveau Kinder zu betreuen oder Betagte zu pflegen. Polinnen kommen zu uns, Philippinerinnen gehen nach Hongkong, Indonesierinnen nach Singapur, Nepalesinnen nach Indien, Mexikanerinnen in die USA. Oft findet auch Binnenmigration vom Land in die Städte statt. In Europa steigt die Nachfrage nach dieser Form häuslicher Care-Arbeit. In Deutschland, Österreich und Italien ist sie stark verbreitet, in den Niederlanden und in Skandinavien weniger, weil es dort mehr staatlich institutionalisierte ambulante Pflegeangebote gibt. Das Phänomen wird unterschiedlich diskutiert. Einige Studien sehen es als pure Ausbeutung der Frauen und sprechen vom globalen Dienstmädchen, als

Rückschritt ins 19. Jahrhundert. Andere betonen, die Frauen könnten so aus patriarchalen Verhältnissen in die «Freiheit» im Westen ausbrechen. Beide Diskurse sind mir zu einseitig.

Nicht nur Private, auch die institutionelle Pflege in der Schweiz ist auf ausländische Arbeitskräfte angewiesen. Welche kritischen Fragen müssen dazu gestellt werden?

Schilliger: Care-Arbeit wird inzwischen auf dem globalisierten Markt gehandelt. Man muss sich fragen, welche neuen Abhängigkeiten und Ungleichheiten sich da entlang von Geschlecht, Klasse und Staatszugehörigkeit entwickeln. Die Abwanderung von Pflegenden – der «Care-Drain» – ist in immer mehr Ländern ein Problem. Die Care-Arbeiterinnen fehlen dort. Wer betreut nun die pflegebedürftigen Familienmitglieder, die die Migrantinnen in ihren Herkunftsländern zurücklassen? Über den Globus entsteht eine «Care-Chain», eine Betreuungskette: Die Polin kommt in die Schweiz, um hier Betagte zu betreuen. Ihre eigenen Kinder in Polen werden dann von einer Ukrainerin betreut und so weiter. Es findet eine neue globale Arbeitsteilung statt. Die traditionell weibliche Care-Arbeit wird nun an Migrantinnen delegiert. Anstatt dass etwas Neues zwischen den Geschlechtern ausgehandelt wird, bleibt Pflege und Betreuung Frauenarbeit und folglich abgewertet. Denn Frauennarbeit ist schlechter bezahlt.

Wie müssten Pflege und Betreuung ausgestaltet sein, damit kein prekärer Arbeitsmarkt floriert?

Schilliger: Aus internationalen Vergleichen wissen wir: Je mehr öffentliche Gelder einem Sektor zur Verfügung stehen und je stärker er staatlich reguliert ist, desto geringer ist der Grad an informellen Arbeitsverhältnissen. Ein Mangel an wohlfahrtsstaatlicher Unterstützung fördert die Entwicklung eines privaten, prekären Arbeitsmarktes in der Pflege. Wenn man diesen verhindern und eine qualitativ hochstehende Pflege garantieren will, braucht es langfristig den Aufbau einer Care-Infrastruktur im Rahmen des Service public. Also die Spitex ausbauen statt rationalisieren. Und bei der Pflegefinanzierung den privat zu tragenden Anteil nicht noch vergrössern. Doch der aktuelle politische Trend geht in die andere Richtung. In die entstehende Versorgungslücke springen privatwirtschaftlich organisierte, gewinnorientierte Unternehmen. Als Gegenbewegung «von unten» werden in den USA bereits Modelle von Pflegegemeinschaften erprobt: Die Leute gründen lokale Genossenschaften und Kooperativen, die Care-Arbeiterinnen anstellen. Das könnte auch bei uns ein Modell sein. ●

Zur Person

Die Politologin und Soziologin Sarah Schilliger arbeitet an einer Dissertation über Care-Arbeiterinnen aus Osteuropa in Schweizer Privathaushalten. Sie ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziologie der Universität Basel. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Migration, Prekarisierung, Feministische Theorie und soziale Bewegungen.